Die Nahrung in der Urzeit

Von Dr. H. Brockmann-Jerosch.

Der Werdegang in der menschlichen Wirtschaftsformen wurde allgemein als in drei Stufen sich vollziehend gedacht. Die Menschheit sollte sich zuerst von Jagd und Fischfang, auf einer höheren Stufe sodann von Viehzucht und auf der heute höchsten von Ackerbau genährt haben. Durch die geistvollen und durch großes Tatsachenmaterial gestützten Forschungen Eduard Hahns in Berlin ist es gegückt, an dessen Stelle die Erkenntnis zu setzen, daß auch die primitiven Entwicklungsstufen ihre Nutzpflanzen haben, wenn solche zunächst auch nur gesammelt werden. Um so verwickelter ist oft die Zubereitung, das Entgiften, das Entbittern und das Haltbarmachen. Alle diese Manipulationen fallen, ebenso wie das Sammeln selbst, ausschließlich der Frau zu. Auf dieser Sammlerstufe baut sich dann durch Schonen und Schützen schließlich Anbauen der nutzbaren Pflanzen die nächste Stufe auf, die zu hoher Vollendung und intensiver Kultur führen kann, wie wir sie heute z. B. noch in Teilen von China sehen. Nach dem wichtigsten dabei gebrauchten Gerät nennt Hahn dies die Stufe des Hackbaus. Sie erfährt eine bedeutende Erweiterung, wenn man die „Hacke" sozusagen vom gezähmten Tiere ziehen läßt: es entwickelt sich der Pflugbau. Die Viehzucht läuft als selbständiger, sich ebenfalls stets verdollkommender Zweig neben dieser Entwicklung her und ist mit ihr z. B. durch die Ausnützung der tierischen Zugkraft und des Düngers innig verknüpft.

Alle diese Entwicklungsstufen lösen sich nun bei einem und demselben Volksstamm nicht restlos ab, sondern laufen zum Teil nebeneinander. Hackbau und Pflugbau ergänzen sich heute vielfach. Auch gibt es genug Alpentäler, in denen neben der Viehzucht einzig der Hackbau vorkommt und deren Bewohner noch nie einen Pflug gesehen haben. Auch die älteste Nutzungsart, das Sammeln der wilden Pflanzen, ist nie völlig erloschen, und besonders in Gebieten mit ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen haben sich so manche Reste dieser primitivsten Stufe erhalten. Ihnen nachzugehen ist nicht nur eine reizvolle, heute allerdings erst in den ersten Anfängen gelöste Aufgabe, sondern es bieten sich so auch Fingerzeige für die vegetarische Ernährungsweise in den Kriegsjahren. Aus der Reihe der bis jetzt bekannt gewordenen Einzelheiten können hier nur wenige herausgegriffen werden, die zumeist aus meinem engeren Untersuchungsgebiet, der Schweiz, stammen.

Ein erstes Beispiel einer noch bis in unsere Tage zu verfolgenden Sammlernutzung betrifft die Mehl- und Vogelbeeren, Arten der Gattung Sorbus. Reste ihres Gebrauches haben sich in den verschiedensten Teilen Europas erhalten. Die getrockneten Beeren von Sorbus Aria, der Mehlbeere, essen am Walensee in der Ostschweiz gelegentlich die Kinder ärmerer Familien im Winter statt des Brotes, und im Maderanertal im Kanton Uri mußten sie früher bei manchen Kleinen, zusammen mit ebenfalls gesammelten Haselnüssen in der Mittagspause der Schule als einzige Mahlzeit dienen. Vor 30 Jahren kochte man am Buchberg im Kanton Schaffhausen Brei aus ihnen, und im 17. Jahrhundert galten sie den burgundischen und lothringischen Bauern „als delikate Speise." In Wien waren Sorbus-Beeren um dieselbe Zeit marktgängig, und in Toulouse werden noch heute die Beeren von Sorbus domestica, dem Speierling auf der Straße feilgeboten. Die Mehlbeerernte auf dem der Gemeinde Unterterzen im Kanton St. Gallen gehörigen Allmendland am Fuße der Churfirsten wurde noch Mitte des letzten Jahrhunderts jährlich versteigert, allerdings zuletzt nur noch zur Schweinemast; doch erinnern sich noch alte Leute mit Freude an das süße, wohlschmeckende Brot, das man in ihrer Kinderzeit aus Beeren und Getreidemehl buk. Auch im Fusio im Maggiatal, Kanton Tessin, scheint die Mehlbeerernte bis vor kurzem noch zur Mehlbereitung verwendet worden zu sein. In den Alpen tritt an ihre Stelle die Alpenmehlbeere, Sorbus Chamaemespilus, deren Nutzung im Unterengadin zum Strecken des Getreidemehles aus dem Hungerjahr 1817 noch in Erinnerung ist. In anderen Gebieten war es wieder die Vogelbeere Sorbus aucuparia, die eine Rolle als Sammelpflanze spielte, und es ist außerordentlich bezeichnend, daß sie im germanischen Sprachgebiet zu den heiligen Bäumen zählt und ihr übernatürliche Kräfte zugeschrieben wurden.

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß in vorchristlicher Zeit dem Menschen nützliche Pflanzen und Tiere als heilig erklärt wurden. Damit will man sie wohl in erster Linie in den Schutz des Menschen stellen. Die für die Ernährung des Volkes wichtigen Pflanzen sind eben unersetzlich, sie dürfen nicht durch Eigennutz des einzelnen, aus Unachtsamkeit oder Mut-

Dritte Seite — Donnerstag.

willen geschädigt werden. Es ist also nur ein kleiner Schritt, der aus einer bloßen Nutzpflanze eine geschützte Pflanze macht. Da der Mensch im mitteleuropäischen Waldgebiet einen fortwährenden Kampf gegen die Bäume führen mußte, schon um genügend Weide für seine Tiere zu erhalten, kann man sich leicht vorstellen, wie ein solcher Schutz, der durch Sitte und Religion vorgeschrieben wurde, eine Baumart vermehren konnte, so daß schließlich selbst das Vegetationsbild dadurch beeinflußt erschien.

Als ein weiterer, aber eigentlich nicht sehr großer Schritt erscheint es dann, wenn geschonte Nutzpflanzen an günstigere Standorte versetzt werden. Von da ist man dann ganz natürlich zum richtigen Anbau gekommen. Wir sind gewohnt, in den Kulturpflanzen einen großen Unterschied zu machen, während sie in Wirklichkeit durch die in verschiedenster Weise geschonten Nutzpflanzen mit allen Uebergängen verbunden sind. Ein solches auslesendes Schonen nützlicher Bäume fand schon auf primitiven Wirtschaftsstufen statt und aus ihm entwickelte sich dann allmählich eine so hochstehende Kultur wie z. B. unser heutiger Obstbau. Es ist somit irrig, ihn als eine verhältnismäßig junge Erscheinung anzusehen, wie es vielfach geschieht. Er ist vielmehr nur ein kleiner Zweig einer alten und über die größten, einst bewaldeten Gebiete der Erde verbreiteten Kulturart von größter Wichtigkeit, des Baumbaues.

Die bedeutende Rolle, die der Baumbau in der wirtschaftlichen Entwicklung spielt, tritt vielleicht nirgends so schön hervor, wie in der Geschichte der Eiche als Nährbaum. Schon bei den alten Griechen war die Eiche bis in späte Zeiten ein heiliger Baum. Sie war ihnen aber auch ein Nährbaum in den kultivierten Gegenden bis etwa 1000 v. Chr., bei den Gebirgsbewohnern noch viel länger. Und auch heute bereiten manche Balkanvölker noch Eichelmehl als menschliche Nahrung. In den nordafrikanischen Gebirgen, z. B. im großen Atlas, bedeckt ein sorgsam gepflegter, lichter Fruchthain aus alten Steineichen in ihrer süßfrüchtigen Abart die Berghänge und liefert den Kabylen Mehl. Auch in ärmeren Gegenden Italiens und Sardiniens muß der Bauer noch heute damit oft sein Brot strecken, während man auf Korsika noch gepflegte, alte Eichenbestände antrifft, deren Eicheln zu Mehl für die Viehfütterung verarbeitet werden.

Man hat sich nun, wenn man diese Beobachtungen auf unsere vorchristlichen u. mittelalterlichen Eichenwälder in Mitteleuropa anwenden wollte, meist daran gestoßen, daß unsere Eicheln wegen ihres Gehaltes an Gerbstoff zu bitter zur menschlichen Nahrung seien. Nun zeigt aber eben Eduard Hahn eindringlich, daß schon ganz primitive Völker, wie die Australier oder brasilianischen Indianer übelschmeckende, ja sogar stark geistige Substanzen auf oft komplizierte Weise so zu bearbeiten verstehen, daß sie sogar einen Hauptbestandteil ihrer Nahrung bilden können. Und was die Eichel im besonderen anbetrifft, so wissen wir, daß bei dem verschiedensten Indianerstämmen Nordamerikas eine ganze Anzahl von zum Teil bitteren Arten das wichtigste, fast ausschließliche, pflanzliche Nahrungsmittel ausmachen. Die Eicheln werden geröstet, zerstampft und dann durch Auslaugen mit heißem Wasser entbittert und zu einem wohlschmeckenden und sehr nahrhaften Mehl verarbeitet.

Kehren wir nun zu den germanischen Völkern zurück, so wissen wir, daß auch bei ihnen, ebenso wie bei den Kelten, die Eiche ein hochheiliger Baum war. Ihr galt daher der Kampf der ersten christlichen Sendboten, und manch einer büßte beim Fällen eines altverehrten Baumes sein Leben ein. Noch bis in das späte Mittelalter wirken diese heidnischen Vorstellungen nach und finden ihre Aeußerung in den überaus grausamen Strafen, die auf das Verletzen eines Eichbaumes gesetzt sind. In diesen mittelalterlichen Quellen finden wir nun bezeichnenderweise die Eiche den Obstbäumen gleichgestellt, indem sie als „bärend bom" d. h. fruchttragender Baum bezeichnet und geschont wird. Es gab Bestimmungen, nach denen der junge Mann, ehe er in die Ehe treten durfte, Eichbäume pflanzen und pflegen mußte, um dadurch den Unterhalt der neuen Familie zu gewährleisten. Wenn heute noch, wie z. B. in der Umgebung von Gotha der Fall ist (oder bis vor kurzem war), jedes junge Ehepaar zwei Obstbäume auf Gemeindeland setzen muß, so ist das wohl eine Erinnerung an die alt-germanische Sitte. Wann der Gebrauch der Eicheln als menschliche Nahrung aufhörte und sie lediglich Viehfutter wurden, ist unbekannt. Noch 1604 vermahlte eine oberbayerische Klostermühle Eichelmehl und als Not- und Kriegsbrot diente es z. B. 1548 in Frankreich und 1759 in Westfalen. Vor wenigen Jahrzehnten setzte sich ein amtlich geprüftes Hungerbrot in Rußland aus zwei Pfund Roggenmehl, zwei Pfund Roggenkleie und zehn Pfund Eichelmehl zusammen. Ein allgemeiner Gebrauch als menschliche Speise war aber jedenfalls schon lange vorher erloschen. Und wir dürfen annehmen, daß der Kampf, den die christliche Kirche gegen die Eichbäume, — ebenso wie gegen den Genuß des Pferdefleisches —, bei den Germanen führte, im Grunde dieser alten Nutzungsart galt, die unter ihrer Führung auf gutem Boden einer rationelleren, ergiebigeren und sicheren Versorgung mit Ackerbauerzeugnissen und dem Fleisch unserer heutigen Haustiere weichen mußte.

Ihre große Rolle spielten die Eicheln dann noch bis in die neueste Zeit als Schweinenahrung, und die mittelalterliche Waldwirtschaft war ja ganz auf diese Nutzungsart zugeschnitten und nicht etwa auf Holzgewinnung. Das gab den Wäldern ein von den heutigen ganz verschiedenes Aussehen. Es waren lichte, wegsame Haine aus einzelnen alten Eichen und Buchen mit rasigem Unterwuchs, in denen Wild und Haustiere reichliche Nahrung fanden. Aber auch nachdem die moderne Waldwirtschaft mit ihrer Bevorzugung des Nadelholzes unsere heutigen Wälder gebildet hatte, nachdem nicht nur Nutzung als menschliche, sondern auch an vielen Orten sogar als tierische Nahrung längst der Vergessenheit anheimgefallen war, genießen einst genutzte und heilige Bäume noch ein großes Ansehen im Volke. Oft sind an Stelle der heidnischen Verehrung Heiligenbilder, Bildstöcke oder Kapellen getreten.

Unsere Flora beherbergt eine ganze Reihe von Arten, deren Gebrauch als menschliche Nahrung teils aus dem germanischen Sprachgebiet verbürgt, teils aus benachbarten Gegenden bekannt ist. Ein besonderes Interesse beanspruchen gewisse Wasserpflanzen, wie Schilfrohr, Rohrkolben, Fieberklee, die schöne, weißblühende Calla palustris und das Gras Glyceria fluitans, dessen Körner unter dem Namen Schwaden- oder Mannagrütze noch heute in Ostdeutschland und Westrußland gesammelt und gehandelt werden, obschon ihre Bedeutung vor dem Kriege stark abgenommen hatte. Auch die alten Reisenden, die den Langensee besucht haben, wohlbekannte Wassernuß, Trapa natans, aus deren gehörnten Früchten die Rosenkränze verfertigt werden, ist hierher zu rechnen. Von ihr weiß man sogar, daß sie hie und da kultiviert wurde und jedenfalls ihre Ausbreitung in weiten Gebieten, wo sie nun wieder ausstirbt, der früheren Nutzung verdankt. Vielleicht lassen sich auch die Kulturen einheimischer Wassergewächse, wie sie früher in künstlichen Teichen hie und da getrieben worden sind, im Hinblick auf ihre Nutzung deuten.

Als eine Art des Ueberganges von wilden, gesammelten, zu gebauten Nutzpflanzen ist eine Gruppe von Pflanzen von großem Interesse, die sich eng an die menschlichen Siedelungen anschließend, heute allerdings ganz ohne beabsichtigten Schutz des Menschen gedeihen und oft lästige Unkräuter darstellen: die Ruderalpflanzen. Sie sind an den nährstoffreichen, oft überdüngten Boden um die menschlichen Wohnstätten, um die Ställe und Gärten, in Hecken und an Wegrändern gebunden. Unter ihnen gibt es eine Zahl von Sammelpflanzen, deren Nutzung sich noch heute feststellen läßt. Das ist das „Heimeli," der Gute Heinrich, Chenopodium bonus Henricus, der, ebenso wie seine ganze Verwandtschaft, als fremdes Einsprengsel in der germanischen Flora erscheint, so sehr er sich auch bei uns wohl zu fühlen scheint. Trotz der überdüngten Orte, an denen er ausschließlich vorkommt, wird er noch heute in verschiedenen Gebirgsgegenden als geschätztes Spinat-Gemüse zubereitet. Einerseits ist er so geachtet, daß sich sogar abergläubische Vorstellungen an ihn knüpfen, andererseits ist es ihm schon wie so vielen einst geschätzten, jetzt außer Gebrauch gekommenen Nutzpflanzen gegangen: er ist mit spöttischen und verächtlichen Namen belegt worden.

Besonderes Interesse verdient der Alpenampfer, Rumex alpinus, „Blagge" und „Blacke" geheißen, ein grossblättriges Kraut, das allenthalben wenig saubere Umgebung der Alphütten und Ställe in großen, oft ganz reinen Beständen umgibt und wohl schon jedem Alpenwanderer aufgefallen ist. Während man in den meisten Gegenden nichts damit anzufangen weiß, genießt die Jungmannschaft im Lötschental, im Kanton Wallis, die erfrischend säuerlich schmeckenden Blattstiele, die durch einen geschickten Handgriff von Haut und Gefäßbündeln befreit werden, als Leckerbissen. Gleiches gilt für andere Walliser Täler, wo, ähnlich wie in manchen Teilen von Graubünden, die Blätter spinatartig zubereitet werden. Die Stelle unserer Rhabarberstiele auf Kuchen vertrat der Alpenampfer noch vor nicht langer Zeit im Kanton Bern und noch heute im Engadin. Ihre bemerkenswerteste Verwendung findet die Blagge aber nicht als Menschen-, sondern als Viehnahrung in Graubünden und auch im Savoyischen. Dort werden zwei- bis dreimal im Jahre die Blätter ausgezogen, abgerührt und in besondere hölzerne Behälter, im vorletzten Jahrhundert wenigstens noch teilweise in Erdgruben, gefüllt und mit Steinen beschwert. Das Ganze macht dann eine regelrechte Sauerkrautgärung durch und wird im Winter den Schweinen verfüttert. In doppelter Hinsicht ist dies bemerkenswert. Einmal haben wir hier in volkstümlicher Art die Konservierung durch Sauerkrautbereitung, die ja bei den verschiedensten Völkern und mit den verschiedensten den eingesäuerten Weidenblättern der Tschuktschen, den gefüllten Rennteiermagen der Lappen bis zu unserem Sauerkraut und Sauerrüben eine so wichtige Rolle spielt. Dann aber führt diese Nutzung des Alpenampfers dazu, daß man ihn anfängt zu schonen und zu schützen, mit einem Zaun zu umgeben und schließlich sogar anzubauen. Also hier kann man einmal Schritt für Schritt den Uebergang von Sammelpflanze zu Kulturgewächs beobachten.

Da nun so die Ruderalpflanzen bei der Entstehung der Kulturpflanzen eine größere Rolle gespielt haben, darf man annehmen, daß auch andere, einheimische oder eingeführte Arten ähnlich wie diese Blaggen an überdüngten Stellen absichtlich gepflanzt worden sind; war doch diese an Düngerstoffen überreiche Umgebung menschlicher und tierischer Wohnstätten unter primitiven Verhältnissen vielleicht der einzige Ort, wo man sich nicht fortwährend des in unserem Klima übermächtigen Waldes erwehren mußte. In der Tat finden wir solche Misthaufenkulturen unter primitiven Verhältnissen in den schweizerischen Alpentälern. Im Maderanertal, Kanton Uri, z. B. wird, wenn man im Frühling mit dem Vieh den tiefgelegenen Stall verläßt, um auf die höhere Staffel zu ziehen, der Misthaufen neben der Hütte vorher noch dicht mit Setzlingen der Runkelrübe bespickt, die dort natürlich ein fröhliches Wachstum entwickelt. Auch auf dem Maienfäß wird dies manchmal vor der Auffahrt auf die Alp wiederholt. Die so gewonnenen Runkelrüben dienen hier nicht nur als Viehfutter, sondern sogar auch noch, allerdings vereinzelt, als menschliche Speise, wie im Mittelalter, und stellen oft die einzige vegetabilische Nahrung dar, die der Talbewohner noch selber baut. Aehnlich, wenn auch mit anderen Arten, bebaut in manchem abgelegenen Tale der Tessiner auf einfachste Weise, fast ohne alles Gerät, seinen Miststock. Durch diese Beobachtung klärt sich die auf den ersten Blick erstaunlich scheinende Tatsache auf, daß sich gerade unter den primitiven Hackbaupflanzen eine Menge von äußerst düngerliebenden befinden.

Aber noch eine andere Entstehungsart neuer Kulturgewächse ist zu erwähnen. Nicht immer und unter allen Umständen waren die Unkräuter verachtete Beimischungen. Unter primitiven Verhältnissen werden sie sogar gerne gesehen, wie z. B. Wicken unter schlechteren Getreidearten. In Zeiten der Hungersnot ist oft das Unkraut der Retter russischer Bauern gewesen, indem sie sich mit seinem Samen ernährten. Der echte Buchweizen, Fagopyrum esculentum, der heute allerdings nur noch wenig mehr, hauptsächlich in Gebirgsgegenden und auf Sandboden, gebaut wird, ist regelmäßig von einem Unkraut, dem tatarischen Buchweizen, Fagopyrum tataricum, begleitet. In ungünstigeren, höheren Lagen, wo der echte Buchweizen nicht mehr gedeiht, kommt nun das Unkraut, der tatarische Buchweizen, zum Anbau. Als Unkraut hat er sich verbreitet und in ungünstigeren Verhältnissen ist aus dem „Unkraut" das „Kraut" geworden. Im unteren Puschlav in Brusio (Kanton Graubünden) baut man den echten, in den Bergdörfern Viano und Cavajone, zwei Stunden höher oben, tatarischen Buchweizen.

So sehen wir sogar in den engeren Grenzen der Schweiz neben fortgeschrittensten Wirtschaftsformen noch eine ganze Musterkarte primitiver Nutzungs- und Kulturweisen erhalten, und eine zielbewußte Erforschung würde das Bild sicher noch bereichern. An Bedeutung sind alle weit zurückgegangen, viele sind von Stufe zu Stufe gesunken, indem manche Pflanze, die einst eine wesentliche Volksnahrung lieferte, jetzt entweder den Schritt von Menschen- zu Viehnahrung getan hat oder nur noch den armen Leuten als Notnahrung, den Kindern zur Spielerei dient. Erst die Kriegsjahre haben diesen Pflanzen wieder eine größere Bedeutung zu geben vermocht. Aber vieles ist heute nur noch so verschwommen erkenntlich, daß es sich nur in Analogie mit den Bräuchen anderer Völker oder Zeiten deuten und in seiner einstigen Wichtigkeit erfassen läßt. Hoffen wir, daß es noch nicht zu spät ist, manche verblassende Ueberlieferung und manchen aus der Uebung gekommenen Brauch für die Wissenschaft und Praxis zu retten und aufzuzeichnen.

— **Ueble Gewohnheit.** Richter: „Sie sind der Meinung, daß es nur der Angeklagte gewesen sein kann, der immer die Fenster einwarf!"

Zeugin: „Ich bin der festen Ueberzeugung — und außerdem . . . ."

Angeklagter: „Ich möchte mir erlauben, einzuwerfen . . ."

Zeugin: „Sehen Sie, er fängt schon wieder an!"

— **Die zärtlichen Verwandten.** Rose: „Gibt es irgend etwas, was deinen Mann unglücklicher macht, als wenn deine Verwandten zum Besuch kommen?"

Lilly: „Ja, wenn seine eigenen kommen."

Am Scheidewege.

Des deutschen Volkslieds Schicksalswende. Von H. Bettelheim-Gabillon.

Vor langen Jahren, in ferner glücklicher Zeit, fuhr ich mit meinem jüngsten Söhnchen ins Gebirge; beim Passieren der ersten Tunnels glomm in seinen großen, blauen Augensternen ein sorgenvoll gespannter Ausdruck auf, und als ich ihn fragte, ob er sich fürchte, meinte der kleine Märchenkundige: „Oh nein, ich hab' nur Angst, daß in einem der Berge, durch die wir kommen, Kaiser Rotbart sitzt und wir ihn überfahren." In solch kindlicher Auffassung liegt der Keim zur Legende, begnadete Künstlernaturen formen das Volkslied daraus und in dem erklingt, was die Volksseele erfüllt. Aber was mag von künftigen Geschlechtern überhaupt gesungen werden? Denn die alten Lieder taugen nun nicht mehr.

Wem kann die Strophe sich nun aus der Kehle ringen: „Was ist des Deutschen Vaterland? . . . So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt: . . . Das ganze Deutschland muß es sein." Und auf die trotzigen, jubelnden Verse: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein" paßt nicht mehr Heines Spott:

Du magst nun ruhen, gehen, traben,
Du hörst in tausend Melodei'n:
„Sie sollen, sollen ihn nicht haben!"
Von Tilsit bis nach Memel schrei'n

Kein Chor begeisterter Stimmen läßt brausend mehr erschallen: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt!" Wohin ist sie geraten, unsere Freiheit? Nicht einmal die Trostesworte, die die deutsche Jugend in Zeiten vergangener Knechtschaft fand:

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Not,
Der Geist lebt in uns allen
Und unsre Burg ist Gott

vermögen uns mehr aufzurichten, denn welcher Geist lebt in uns allen? Wer nennt ihn? Wer kennt ihn in den unzähligen Formen von Zersplitterung, Widersprüchen und Fehden des Bürgerkrieges, des Klassen- und Rassenkampfes? Einstweilen ist der Geist des Hasses, der Verzweiflung und der Zerstörung der herrschende, der nur niederzureißen, aber nirgends aufzubauen versteht. Oder können wir uns in die Freiheit der Natur retten? Des alten, lieben Liedes gedenkend: „Glück zu, ihr grünen Bäume, ihr Haus der Sicherheit, Schatz aller Fröhlichkeit!" Jene Verse klingen heute wie Spott und Hohn, und Simon Dach, der sie vor dreihundert Jahren niederschrieb, ahnte nicht, wie weit es jemals mit uns kommen könne: Eine eiserne Kette einschnürender Vorschriften, Erlässe und Verbote trennt uns von aller Wald- und Wasserfreude, von Bergeshöhen und Wiesengrün, und wo man inmitten solcher Herrlichkeiten ein wohlvertrautes Heim besessen, das einst das Paradies glücklicher Ferienwochen gewesen, starren uns nun gehässiger Widerstand und rauhe Abweisung entgegen. Wir singen der freien Natur keine Lieder mehr und die erste Frühlingssonne erweckt nicht wie sonst fröhliche Sommerpläne.

Aber die Liebeslieder sind uns zum Glück doch noch geblieben? — Gewiß, denn „die Liebe, sie hört nimmer auf" — nur werden sie sich wandeln müssen, in demselben Maße in dem die Frauen sich gewandelt haben; als das Volkslied:

Die Feine und die Zarte,
Die edel Rosenzier,
Reckt nach der Engel Arte,
Ihr Schein glänzt weit herfür

verliebter Huldigung galt, hat noch kein Fräulein und keine Frau auf der Nationalversammlung schneidige Reden geführt, sich nicht in den wüsten Kampf um politische Machtfragen gestürzt; da wußte man noch nichts vom großen Gebiet der sozialen Fürsorge, auf dem die Frau tüchtig und arbeitsfreudig, mit männlicher Kraft und Energie wirken würde; ihr poetischer Reiz war noch nicht getrübt durch ihr ehrgeiziges Ringen nach äußeren Ehren und Auszeichnungen im öffentlichen Leben, im Wettlauf mit dem Manne. Vor einem Jahrhundert schrieb eine deutsche Fürstin, Luise von Preußen, des Prinzen Radziwill Gemahlin, in ihr Tagebuch: „Der König hat mir die neue Dekoration geschickt, die er den Damen gibt, die die Verwundeten gepflegt haben. Die weiblichen Tugenden sollten im Verborgenen walten. Ich liebe die Auszeichnungen nicht, die Empfindlichkeiten und Neid erwecken." — Ob sich heute noch derlei Tagebucheintragungen finden würden? Auch das rührende Treuebekenntnis, Aennchen von Tharaus Lied:

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein
Soll' unsrer Liebe Verknotigung sein,

dürfte leider immer seltener mehr stimmen. „Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein" sind freilich ärger denn je über uns hereingebrochen, aber „der Liebe Verknotigung" wird oft ebenso leichtsinnig gelöst als geknüpft. So mag selbst das deutsche Liebeslied nicht unberührt bleiben vom unholden Geist der neuen Zeit, der uns das Singen einer scheinbar harmlosen Weise: „So viel Stern' am Himmel stehen, so viel' Grüße send' ich dir!" bereits verleiden will, denn wer weiß, was sogar die Sterne nun gegen uns im Schilde führen. Man kann nicht mißtrauisch genug sein, seit behauptet wird, Marconi habe auf dem Wege der Funkentelegraphie durch den Aether wunderliche Signale erhalten, die ihm von einer Stelle außerhalb der Erde, vielleicht von einem Planeten zuzukommen scheinen und ihm die Möglichkeit vorspiegeln, sich mit einem derselben in Verbindung zu setzen. Hoffentlich war das ein Aprilscherz und kein ernst zu nehmendes Problem, denn niemals ist eine große Entdeckung oder Erfindung der Menschheit Stolz gewesen, ohne zugleich auch ihr Fluch zu werden. Hat die jüngste Vergangenheit nicht bewiesen, daß die an Wunderkraft grenzenden Wirkungen unserer Geschosse, unserer Luftschiffe, Unterseeboote, elektrisch geladener Drähte, der Tanks, der Giftgase und so weiter den Krieg zu nie vorher dagewesenen Unmenschlichkeiten und Scheußlichkeiten steigerten, mit ebenso gigantischem Massenunglück im Gefolge, das nicht bloß die Besiegten treffen wird? Sobald die Sterne mit uns sprechen können, werden sie uns auch noch den Krieg erklären! — Will doch Lucian von Samosata vor siebzehnhundert Jahren derlei vorausgesehen haben, indem er eine Luftschlacht zwischen den Sonnen- und Mondbewohnern — zur Entscheidung von Kolonialstreitigkeiten auf dem Morgenstern — schildert, mit einer Kampfesweise, bei der er die unsere geahnt haben muß; besonders ein leichtes Infanterieregiment, das mit Bravour vergiftete Riesenrettiche in die feindlichen Reihen schleuderte, wodurch jeder Getroffene an einer schauderhaften Wunde sofort starb, mahnt stark an die modernen Handgranatenwerfer. Es ist also besser, wir halten die Sterne auch fortan, wie es im Volkslied heißt, für „die schönsten Schäfchen", die der „gold'ne Mond" hat, und verlangen nicht, ihre nähere Bekanntschaft zu machen

Der geistreich griechische Satiriker hatte kein Vertrauen zum Sternenfrieden, erst das Evangelium erhob einen Stern zum Wegweiser nach der Krippe des Heilands, zum Symbol des Friedens auf Erden, das mehr verheißend als erfüllend auf die hoffende Menschheit strahlt und seinen zarten Schimmer auch über unsere eigenen lieben Erinnerungen gießt, da wir in der Jugendzeit das alte, ergreifende Lied: „Stille Nacht, heilige Nacht" gesungen — und viele Jahre später wiederum unsere Kinder und dann die Enkel. —Aber zur letzten „Heiligen Nacht" wollte der Weihnachtsstern nicht mehr recht leuchten, dem Tannenbaum mangelte der einstige Kerzenglanz, das Blinken des Engelhaars und all der liebe Tand roter Aepfel und goldener Nüsse, der seinen Zauber ausgemacht, — und was das schlimmste war, die Festesfreude fehlte und die Zuversicht, wir sahen mit feuchtem Blick in die grünen Zweige und das alte Lied: „Oh Tannebom, oh Tannebom, dein Kleid soll mich was lehren, die Hoffnung und Beständigkeit gibt Kraft und Mut zu jeder Zeit," fand keinen Widerhall in unseren Herzen.

Unser Leben ist nur noch ein Abschiednehmen, darum sind Scheidelieder die einzigen, die unseren harten Schmerz in Wehmut lösen, und gar ein vertrautestes unter ihnen läßt sich träumend weiter spinnen: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein, bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein" und fragten nach dem schönen Töchterlein, aber ach, des Rheines liebste Tochter liegt auf der Totenbahre und gleicht der einst so stolzen Germania. Deutsche Jugend aller Gaue, naht ihrem schwarzen Schrein, der erste, der eintritt, weint und — wendet sich ab; der andere wollte sie lieben von dieser Zeit, wenn sie noch in voller Glorie lebte, der dritte aber küßt sie auf den bleichen Mund und schwört: „Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut' und werde dich lieben in Ewigkeit!" — und der solch unverbrüchliche Treue hegt in tiefstem Herzensgrund, wird der Trost und die Hoffnung sein, unserer dunklen Zeit und auf umflorter Fackel einen verheißenden Lichtstrahl tragen in unserer Kinder düster verhangene Zukunft.

— **Kopfschmuck.** „Recht eitel ist die kranke Tante! Da hat sie sich sogar den Eisbeutel, den sie auf dem Kopfe haben muß, mit Blumen und Federn garniert!"

— **Ausrede.** Gendarm: „Holla Freund, Sie betteln wohl hier?"

„Keen Jedanke, ick kassiere bloß meine Erwerbslosen-Unterstützung ein!"

Späne.

Das Glück wirft einen Schatten — den Neid.

Der Größenwahn ist der Kleinen Wahn.

Auch auf dem Steckenpferd kann man in den Tod reiten.

Je kleiner die Seele, um so mehr Raum ist drin für Gehässigkeiten.

Die Wände haben Ohren. Zuweilen haben aber auch die Ohren — Wände.

Der Hochmut, der sich nicht schämen will, wird durch sich selbst beschämt.

Begegnen sich Menschen, grüßen sie sich; begegnen sich Ochsen, brüllen sie.

Eine Gerechtigkeit gibt es auf Erden, daß aus Geistern Gesichter werden.

Der Ernst ist der Wegweiser zum Glück, die Heiterkeit ist das Glück selbst.

Fast alle Hindernisse auf dem Wege zum Glück errichten die Menschen selber.

Mancher sammelt so lange Erfahrungen, bis er sie nicht mehr gebrauchen kann.

Es gibt Leute, die nur dann höhere Interessen haben, wenn der Zinsfuß steigt.

Durch das Studium wird man etwas, durch das Lernen kommt man zu etwas.

Auch auf der Bühne des Lebens fallen manche Stücke nur infolge falscher Besetzung durch . .

Nicht nur sprechen, was nicht wahr ist, sondern auch nicht sprechen, was wahr ist, ist Lüge.

Unsere Fehler kennen diejenigen am besten, die wir gezwungen haben, unsere Vorzüge anzuerkennen.

Es ist tragisch, wenn eine Schauspielerin als Liebhaberin schlafen geht und als komische Alte erwacht.

Ueber einem Herzen, das einem Sumpfe gleicht, flackert nicht selten ein Flämmchen Geist — wie ein Irrlicht.

Jeder Mensch hat täglich Gelegenheit, etwas Gutes zu tun, und jeder hat auch Gelegenheit, etwas Gutes zu vernichten.

Lerne still dich bescheiden, —
Sanftmut lern' und Geduld, —
Und mit Lächeln im Leiden, —
Zahl' dem Glück die Schuld!

Aus vertrauterem Verkehr mit Frauen, auch mit den besten und geistreichsten, mit Ausnahme seiner eigenen Frau, entsteht immer Rauch und Flamme.

Das Menschenleben, es ist tragisch — In seines Wesens tiefstem Kern, — Und sicher ist es keine Posse, — Doch Possen spielt's uns manchmal gern.

Die Mimen sind Komödianten nur, — Solange sie auf den Brettern steh'n; — Indes so manche im Publikum — Als Komödianten durch's Leben geh'n.

Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Er darf sich daher mit Bewußtsein äußern; aber er ist nicht echt, sobald man den Vorsatz dabei wahrnimmt.

Dankbarkeit ist ein göttliches Gefühl, sie erfüllt das Herz, aber nicht bis zum Zerspringen, sie erwärmt es, aber nicht bis zum Fieber wie andere Gefühle.

Wer um das Höchste sich den Neid aussetzt, der hat das Rechte gewählt. Denn der Haß ist nicht von langer Dauer. Aber der Glanz der Gegenwart sowohl als der Ruhm bei der Nachwelt erhält sich in ewigem Gedächtnis.

Unansehnliche Frauen drapieren sich gern mit einem stattlichen Mann wie mit einem prächtigen Stoffe, so wie ein häßlicher Mann stolz auf seine schöne Frau ist und sich mitaufbläht, wenn man ihr den Hof macht. Auch hier ist der Mann bloße Staffage, das Passivum der Ehe.

Der Rechte.

Gar mancher schleppt sich müd' durchs Leben hin
Mit seines Könnens unverbrauchtem Schatze.
Es schafft sich selbst nur und der Welt Gewinn
Ein rechter Mann am rechten Platze.

Uebelnehmen ist immer eine Schwachheit; dagegen ungerechte Vorwürfe mit gelassener Würde über sich ergehen zu lassen, ist von außerordentlicher moralischer Wirkung. Wer keine öffentliche Anfechtung bestehen kann, ohne davon erschüttert zu werden, paßt nicht mehr in die Gegenwart.